

## **Los Alamos ist winzig**

Ich rufe nach Jacqueline, noch während ich durch die Türe trete. Wir teilen uns die geräumige Wohnung. Neuerdings vergesse ich, ob ich nach Jacqueline soeben wirklich gerufen habe. Ich habe den Krebs besiegt. Ich gehe stracks zum Kühlschrank und öffne ihn. Sodann trete ich maximal anderthalb Schritte zurück und wende mich. Ich öffne den Mund. Jetzt rufe ich herzlich und laut nach Jacqueline. Unsere Wohnung ist hell. Jacqueline arbeitet beim Wasseramt. Dieses verfügt über nahezu zwanzig Wohnungen zuhanden der Mitarbeiter; eine Art Sozialliebesdienst. Wenig fehlte damals, und ich hätte anstelle von Jacqueline die Arbeit beim Wasseramt aufgenommen. Als Ingenieur verstand ich etwas von Rohren, vom Rohrbau. Unerklärbar, mein nie nachlassendes Augenmerk auf jene bauchigen Rundwinkel aus Terrakotta, durch welche Flüssigkeiten wie von Sinnen schießen und die Richtung wechseln! Weil ich Krebs hatte, war es angebracht, Jacqueline den Vortritt zu lassen. Tritt du die Stelle an, flüsterte ich. Ich nieste. Sie lächelte mich an. Sodann besiegte ich den Krebs, behielt dieses selige Wissen jedoch für mich, vorderhand. Jacqueline trug ihr Haar blond. Mir schien, sie wollte jung sein, wollte ewig jung bleiben. Sie puderte sich Wangen, Nasenwurzel und Schläfen, spülte sich mit Minzekonzentrat mehrmals täglich die Mundhöhle. Ich hielt mit dem seligen Wissen weiterhin zurück. Abends gingen wir in Bars, häufig. Kaum betrat Jacqueline nach der Arbeit die Wohnung, brachen wir wieder auf. Wir warteten eine gute Stunde, bis wir vom Weisswein beschwipst waren. Unsere Wohnung hat diesen einen gewaltigen Vorteil: Sie lässt sich ungemein leicht verriegeln! Angetrunken kehrten wir in die gesicherte Wohnung zurück, geschwätzt. Wir wohnen in Los Alamos. Jacqueline sang; die langstieligen Kunststoffmargeriten auf der Büfettablage schienen zu nicken. Zuerst öffnete Jacqueline die Balkontür, schloss diese aber sogleich wieder – um sie erneut zu öffnen. Mit Bedacht. Dergestalt zirkuliert die Zimmerluft um vieles freier. Zumeist tut Jacqueline bloss das Notwendige. Jeweils dienstags belegt sie das oberste Kühlschrankfach mit griechischen Joghurts.

Nach Weisswein ein halbes Joghurt – und gleich noch eines, befiehlt Jacqueline aufgekratzt.

Sie will meine weisse Zunge sehen, die nun grün ist vom Weissweingenuß. Jacqueline will Betrachtungen darüber anstellen. Wer wie ich über den Krebs gesiegt hat, zeigt starke Hemmungen, gerade im Bereich des Zungenbodens. Die helle Stadt Los Alamos – nun, nicht so hell wie Caracas. Nein. Aber die Mäuse erblinden auch in Los Alamos, sagt man. Weil Mäuse sich konsequent vom Licht der Wüstensonne abwenden, aus Trotz, sagen die Experten, auch aus Gründen der Fellpflege! Rote Augen, weisse Augen – Mäuse. Überhaupt bietet Los Alamos jede Menge Überraschungen. Keine Suburbs etwa. Kaum zu fassen! Das hiesige Fehlen von Vororten ist wohl beispiellos. Es handle sich um einen bewussten Verzicht, heisst es. Die Folgen dieses Verzichts scheinen einen zu würgen, im körperaufbauenden Sinn, klar, die Folgen springen einen jedenfalls an, lauern einem körperlich auf, sobald man das Zentrum verlässt – es zu verlassen meint, besser ausgedrückt. Im Grunde gibt es hier ebenso wenig ein Zentrum. Nirgends Vorortszüge in Los Alamos, beispielsweise. Nirgends diese Zentrumsmärkte, die für grossflächige Trabantensiedlungen typisch sind, keinerlei Ableger quartierspezifischer Wohnräume. Auch keine Hochbahnen, höchstens ein paar menschenleere Trassees und seltsame Strickleitern, die da und dort am dünnrohrigen Trasseegerüst baumeln. Kein Zentrum, sagte ich. Los Alamos ist winzig. Und wie über alle Massen durchlüftet. Die Stadt ist so zierlich. Es ist die Wahrheit. Tagsüber insektenbefreite Dachterrassen; selbst abends, nachts! Wenn ich um einundzwanzig Uhr zum Feierabendschluss für ein mildes Weissbier die Terrasse betrete, spüre ich bloss: Wind! Wind, der gegen das zierliche Los Alamos anbläst. Er weht über den Wüstenboden, laufend erreicht er die Stadt. Der Stadtrand ist die perfekte Windschranke. Hinter dem Horizont muss gleich der Wüstenboden liegen. Die Windschranke mag ein unwirkliches Gebilde sein; doch sie enthält reale Gerüche, am Stadtrand riecht es beglückend. Grosse Menüs ziehen einem durch die Nase. Artischocken, Nivea. Zichorie; selbst ockerfarbene Gummibärchen. Alles da. Einzig Sauerkraut fehlt – Sauerkraut, fremde Welt. Nun, dafür gibt es hier ein paar geheimnisvolle Zauberer in braunen Beinkleidern. Mich jedenfalls erinnern diese flotten Kerls an Sauerkraut. Bisweilen treten sie nach Sonnenuntergang in einem namenlosen Kabarettlokal auf, einer nach dem anderen, stets allein, niemals in Gruppen oder auch nur zu zweit. Und meistens hat sich das Lokal schon geleert, bevor die letzten Zauberer

überhaupt auf die Bühne getreten sind. Spätestens nach halb zehn: restlos menschenabgewandtes Zaubern. Der Kerl in seinem ameisenbraunen Beinkleid betrachtet intensiv die Längswand des Lokals. Er nimmt sich viel, viel Zeit. Er murmelt irgend etwas Unerhörtes. Magie hat in Los Alamos offenbar eine lange Tradition. Damals, anlässlich des Willkommensumtrunks, den das Wasseramt für die neuen Mitarbeiter organisiert hatte, waren Jacqueline hiezu jedenfalls ein paar aufschlussreiche Informationen gereicht worden, zusammen mit Fotos von Schwalben, insbesondere Mehlschwalben beim Spätabendflug. Der abgelichtete Himmelsrand über der Stadt verzeichnete dieses einschlägige, kostbare Hellgrün. Korona. Korona mit quicklebendigen Mehlschwalben, genauer gesagt. Als seien Milliarden hochgesunder Erbsen zu einem riesigen Halbrund über diesen zauberhaften Vögeln arrangiert worden. Und ich erinnere mich, in einer dieser Broschüren auf das Wort Sauerkraut gestossen zu sein. Gewaltig fremde Welt, die sich uns auf diese Weise eröffnete! Ich bestätige dies. Anfänglich dachten wir uns nicht sonderlich viel dabei. Jacqueline arbeitete tagsüber unentwegt. Ich wiederum erholte mich, quasi Tag und Nacht. Ich legte mir für die Einkäufe ein lodengrünes Sakko um und querte fast ein halbes Dutzend Mal die lange, schnurgerade Einfallstrasse, jene, welche wie eine kardinale Blutbahn Los Alamos vom Westrand her mit dem Nötigsten versorgt, Leben, Kalorien. Während ich Fleisch, Bananen, Pfirsiche und wohl auch Dörripflaumen erwarb, musste ich immerzu an einen charmanten Friseur an der Ostküste denken – der Ostküste Englands, präzise gesagt; er hiess Jonathan Parker. Er besass einen drolligen, braunhaarigen Hund namens Quinnie und lebte von Luft, offensichtlich, nicht von Einkünften. Parker war ein Langschläfer. Er war blond und schien nahezu sorgenfrei, und der ungeschorene Quinnie war ein verwöhntes, doch liebenswürdiges, zaghaftes Biest mit der Neigung, für den morgendlichen wie den frühabendlichen Stuhlgang Parkers Kellerräumlichkeiten den vier, fünf städtischen Versäuberungsgrüns vorzuziehen. Erwähnt sei, dass die Kunst des Haarschneidens in Los Alamos bis heute keine Nachahmer gefunden hat, keine; eine Auffälligkeit, die zweifelsohne mit Jacquelines Wasseramt wie mit Nat – Jonathan – Parker ursächlich verknüpft ist. Nur bezeichnend also, dass mir während der Kommissionen im Westteil der Stadt ausgerechnet der nahezu sorgenbefreite Friseur Nat in den Sinn kam. Die idiotische Vokabel

‚ungeschoren‘ wird stadtweit strikt gemieden. Die wenigen, wenigen Bürger, die Los Alamos geblieben sind, würden nicht zögern, selbst ohne den Erweis irgendeines Verschuldens auf der Stelle Abbitte zu leisten und Bestrafung zu gewärtigen in Form hoher Bussen und Gefängnisaufenthalte. Nat hat keine Minute seines herrlichen Lebens als Knastbruder verbracht. Nein, er verlebte seine Tage in einem überragenden Ausmass unbeschwert, während Bewohner der amerikanischen Landmasse wie ich etwa pausenlos an Kühlschränke denken müssen. Eines der häufig kolportierten Märchen zu Los Alamos geht so, dass wir hier alles faule Schweine seien. Stimmt das? Es stimmt nur bedingt, will sagen, ich kenne Ausnahmen: beispielsweise Menschen, die sich beim Wasseramt ihre Brötchen verdienen und derweil den Kopf extrem tief halten. So tief! Und ich weiss von Schweinen in der Gegend, die sich aus freien Stücken jener unendlich anstrengenden Mastprozedur unterziehen, welche auf die industrielle Verfertigung fettreicher Schweinsmilch hinausläuft – eine Pionierleistung der Stadt Los Alamos. Das muss wie ein Witz klingen! Mir ist aber nicht zum Scherzen! Unter meinem Zungenboden – bleibt es da künftig auch wirklich ruhig? Oder erwacht die graue Qualle und beginnt womöglich, sich wieder zu regen? Als singe unaufhörlich ein Gibbon in meinem Kopf drin. Liedende Gibbons würden Nähe suchen, formulierte neulich ein attraktiver, sichtlich ausgeschlafener Tierkundler in der Zeitung.

Zu viel der Nähe, schreie ich! Es ist einfach zu viel. Ich möchte schlafen, ich will vergessen können. Aber ich erhole mich allmählich, sagte ich bereits. Also niese ich, ziehe das Sakko aus, lege es über meinen linken Arm und marschiere die paar Strassen weiter – bis zur Abbiegung Prestwick Centennial / Fourth Junction, wo gleich um die Ecke Rudy folgt, die Chemischreinigung. Die Hauptforte zu Rudy ist bis spätnachts, das heisst zumindest bis Dienstschluss, durch das übermannshohe Plakat eines Zauberers verstellt, der an einem Kleiderbügel hängt und Rudys Kundschaft impertinent mustert, während sie, die Kundschaft, durch einen langen, schmalen Riss im Zentrum des Papierplakats die Ladenräumlichkeiten seitwärts betritt. Allerdings verschliesst sich selbiger Riss augenblicklich wieder; jedermann hier respektiert dies als Rudys Geheimnis. Niemand fragt, wie eine Chemischreinigung ohne die Existenz einer Öffnung betrieben werden könne beziehungsweise auch nur zu betreten sei. Den Riss im Zauberer,

den Riss durch den Papierzauberer, mag es in Wirklichkeit geben – und doch hört er immer wieder zu existieren auf. So einfach ist das! Rudy trägt ungemein viel zur Spannung und Aufregung in Los Alamos bei. Auch zur Fröhlichkeit. Ich muss schmunzeln; nicht zu ermessen nämlich, durch welchen Riss oder durch welches Loch Rudy mich diesmal mitsamt dem kupferglänzenden Schlafanzug, dem in Seidenpapier gewickelten Stück Vorhangschienenmuster und Jacquelines Leinenblazer ausspucken wird. Es gäbe da, erinnere ich mich, etwa die schmale, runde Dachhaube aus beigem Trockenplastik. Oder die zur Beletage umgebaute Vorratskammer mit der papierweichen Westwand. Es gäbe aber auch die Möglichkeit zuzuwarten, die Trumpfkarte der Geduld auszuspielen. Draussen, auf dem Gehsteig vor Rudy, herrscht üblicherweise grosse Stille. Sie wird nur dann und wann von jenem seltsamen Lärm gebrochen, der von unruhigen Enten ausgehen kann. Ausserdem wird der hiesige Strassenzug, vielleicht allstündlich, für ein paar Sekunden in ein frenetisches Licht getaucht. Durch kein anderes Wort lässt sich der blitzhaft erhellte Himmel über Los Alamos' Fourth Junction präziser in Sprache fassen. Und immer rollt hier nach Ende des Spuks gleich eine ganze Armada rot-weisser Busse vorbei, die uniformierten Fahrer grüssen einen überschwänglich durchs offene Fenster, sie verziehen das Gesicht zur fröhlichen Fratze. Ich winke jeweils zurück, obschon ich starke Befremdung empfinde über das, was sich hier soeben abspielt. Also beginne ich, schönes Gegenprogramm, zu pfeifen! Und darauf folgt beinahe zwingend Niesen, folgt später auch dieser Drang, zu Stücken zerkleinert, in einem bauchigen, grünen Shoppingbag aus barchentverstärktem Segeltuch meiner ahnungslosen Jacqueline während des Abendessens vorgelegt zu werden – nicht zum Frass, natürlich nicht. Zur Überraschung. Leider liesse sich Jacqueline durch solche Spielereien nicht überrumpeln, ich weiss das ganz sicher, sie hat Nerven aus Stahl oder aus grünem Holz, Jacqueline. Sie ist ja so fleissig. Die Leistungsvorgaben, die das städtische Wasseramt den Mitarbeiterinnen im Rohrwesen wie in der Spedition auferlegt, grenzen ans Unmenschliche. Jacqueline kommt zumeist schwer erschöpft heim, verzweifelt, sie zittert am Bauch, sie denkt gleich an Weisswein. Dieser Weisswein nun stärkt Jacquelines nervliches Kostüm ganz erheblich. Selbst ein Vorfall, welcher in der Zwölf-, ja Zwanzigteilung meines Leibs resultieren würde, brächte meine besäuselte Partnerin nicht aus der Ruhe. Kehrt sie zitternd von der Arbeit heim, trifft

sie mich allerdings nicht immer zu Hause an. Vielleicht hat mich Rudy ja noch gar nicht ausgespuckt. Oder ich denke während einer Lichtpause auf der Strasse vor der Reinigung über den Entenlärm nach, setze mich hiezu auf die überdimensionierte Trottoirbank aus Gussbeton – einem Material, das sommers die Tageswärme mühelos aufnimmt und erst in den kühler werdenden Minuten um Mitternacht wieder vollständig abgegeben hat. Hier lässt es sich vortrefflich ausruhen und überlegen. Oder ich greife hier unvermittelt nach dem Ärmel des Banknachbars und zupfe, zerze, schaue weg und lache, schaue weiterhin weg. Das kurze frenetische Licht über Fourth Junction befähigt einen zu hübschen, leichtfertigen Spielchen. Man handelt, in einem sozialen Sinn, sonderbar draufgängerisch, leistet sich subtile Dreistigkeiten. So bemerkte ich neulich zu der wahrhaft greisen Frau, die neben mir auf der erwärmten Bank sichtlich schwitzte:

Löse dich auf – ja, ich habe sie wirklich geduzt –, löse dich auf, und du hast endlich ausgeschwitzt, alter Waran!  
 Die Dame trug ein auffälliges, jedenfalls auffällig breites Uhrenband aus Echsenleder. Sie verdrehte keck die Augen, hüstelte, weitete unter Zuhilfenahme ihrer Wangenmuskeln theatralisch den Nasenraum und flüsterte mir zu, dass ihr Sohn endlich, endlich der Hölle Englands entkommen sei. Beide flennten wir eine schöne Weile über den fast abartig guten Ausgang, den das launische Schicksal dem Lebensweg ihres Sohns offenbar eingeräumt hatte. Derweil streichelte ich sie am Hals. Und mich kitzelte ich nervotisch an der Oberlippe – nervotisch, eben nach Art jener besonders aufgeräumt wirkenden Menschen, die mit mindestens vier komplexen Dingen simultan beschäftigt sind, nicht ohne dabei auch noch pausenlos zu gähnen unter bewusster Inkaufnahme der unwägbaren Folgen, welche die freie Sicht auf die umherlummelnde Zunge beim Gegenüber zeitigen mag. Sodann erkundigte ich mich nach dem Namen des glücklichen jungen Manns, den Britanniens Sadismus offenbar um ein Haar die Existenz gekostet hätte, und riss für ein allerletztes Gähnen meinen Mund wie ein englischer Lagerkommandant auf, der danach trachtet, einer widerständigen schottischen Minderjährigen beim Neun-Uhr-Appell unvermittelt den vollen Morgenglanz seiner beiden Zahnreihen zu zeigen; auch in englischen Korrekturanstalten wird es nach einer langen Nacht wieder Morgen. Offenbar hatte die schwitzende, alte Dame den Namen ihres eigenen Sohns vergessen; sie hiess ihn Buddha oder Rusty Dog, ohne

dabei zu erröten. Ich aber war ganz sicher, dass es sich bei dem rostfarbenen Religionsstifter nur um Nat Parker, den charismatischen, glücklichen Frisör, handeln konnte.

Besitzt Buddha einen süssen, braunen Staubwedel namens Quinnie? Meine Frage trieb der erhitzten, greisen Sitznachbarin die Begeisterung förmlich ins Gesicht hoch. Sie begann augenblicklich zu strahlen.

Quinnie – so hiess mein Mann, antwortete sie.

Jener Quinnie mit der verfilzten Haartracht?, fragte ich nach.

Exakt!

Sie erhob sich, setzte sich mir auf die Oberschenkel, nahm mich während ein paar Sekunden streng in den Blick. Dann herzte sie mich freimütig und sprach derweil in mein linkes Ohr:

Quinnie war fabelhaft. Obwohl Quinnie übel roch, war er begehrenswert. Ich konnte ihn wahrlich ausstehen. Der zwergwüchsige Quinnie! Ein Tolpatsch, ein hübscher, stinkender Tolpatsch, er machte so ziemlich alles falsch! Selbst beim Heckenschneiden hat er sich verletzt, aus der Handwurzel lugten freigelegte Adern, es rann Blut. Flausen, sage ich Ihnen, man hätte Quinnie in Ketten legen müssen, um ihm die Flausen auszutreiben! Ist das nicht begehrenswert? Quinnies Mama dagegen war ohne jede Mucken, schrecklich, sie war streng wie ein Klavier! Sein Papa, diese kopflose Bestie, hat schlechterdings nicht existiert. Quinnie trug sein dichtes Haar wie Christopher Isherwood in seinen reifen Jahren. Er war stets, bei all seiner filzigen Haarpracht, weltmeisterlich frisiert. Seine Spezialität, der kleine Kopf, unterschied ihn von den Zwergen. Er war, im Grunde, kein Zwerg. Ich wollte nie einen Grosskopf haben. Ich wollte einen hübschen, dichtbehaarten Kleinkopf von der Grösse meiner Faust, höchstens. Quinnies Schädel erreichte kaum den Umfang eines Tennisballs. Ich habe Quinnie geliebt! Habe ich Ihnen erzählt, dass Quinnie übel roch? Er roch wie ein Hund, der sich nicht sorgfältig versäubert, wie ein kleines Biest, das sich für Frischluft einfach nicht begeistern kann. Wochenlang mochte er seine Beine nicht vertreten, wie man sagt. Darum fiel er meistens über seine eigenen Füsschen, der Winzling; am Tag unserer Trauung im erweiterten Kreis stürzte Quinnie nach einem herrlichen Dachgartenapéro auf der steilen, ausziehbaren Falttreppe, und prompt erreichte er den Zementestrichboden als Erster. Natürlich war er verletzt! Natürlich schrie er auf. Sein Brustkorb war zerbeult wie ein Ölkannister aus den ligurischen

Anhöhen. Aber das machte ihn umso begehrenswerter. Und er selber war auch keine schlechte Nummer. Quinnie war ein heisser Ofen, er war eine scharfe Nummer! Ja. Buddha entstand noch in derselben Nacht. Quinnie, wiewohl durch den Gips ziemlich verunstaltet, lachte mich ununterbrochen an und trieb mich so geduldig zum Höhepunkt, und schon wuchsen Buddha Beine und Arme, drang Buddhas Kopf aus Buddhas Bauch, und es sprossen ihm bereits die Eckzähne; eine feinfühligere Frau wie ich spürt jede pränatale Veränderung. Unter mir lag der heisse, gipsversehrte Quinnie, und Rusty Dog in mir fühlte sich an wie eine herrliche Wunde. Ach, wie ich schwitze, noch immer, sagte die greise Sitznachbarin zu mir.

Meine liebe, liebe Jacqueline, sage ich bei der Heimkehr zu meiner Frau, heute habe ich Erstaunliches erlebt.

Jacqueline sitzt, etwas beschwipst wie stets bei der abendlichen Hauptspeise, über einem Teller Feigenauflauf, schlürft wässrigen Mangold von der Gabel, zittert nicht, schaut mich nicht an. Sie zeigt mir ihren Hals.

Im Moment, Jacqueline, ist dein Hals dein Gesicht. Deine grünen Augen lagern neben zwei knusprigen Sehnensträngen tief unter der weissen Haut, es sind die grünsten Augen, die ich mir vorstellen kann, du hältst sie geschlossen, du geniesst dein Abendessen, wir sind zwei glückliche Menschen, die sich vollauf liebhaben und nervös sind und ins Zittern geraten, wenn sie sich begegnen.

Jacqueline weint. Aus der Plastikfolie zerre ich ungestüm, um ja nicht mehr als drei Sekunden verstreichen zu lassen, ihren kupferfarbenen, chemisch bis ins Innerste des Metallfadengeflechts gereinigten Schlafanzug und drapiere diesen verführerisch auf der freien Tischblattfläche neben Jacqueline. Während sie kaut oder das Aufgeschlürfte zu kauen vorgibt, weint sie – mit anderen Worten, Los Alamos kann einen schon ganz schön verschnupfen!

Dieter Zwicky